

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 31 (1973)

Artikel: Gruss an die Wigger
Autor: Gassmann, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gruss an die Wigger

Jules Gaßmann

Einen kleinen Nachruf verdient sie schon unsere alte Wigger; gewidmet von einem Manne, der seine ganze Jugendzeit an ihren Ufern verlebte. Keine wissenschaftliche Abhandlung soll es sein. Keine Daten sollen die Zeilen erschweren, nur eine kleine Ehrung dem bescheidenen Fluße, der unser Tal ruhig murmelnd durchzieht.

Freilich, sie war nicht immer so ruhig, unsere alte Wigger, denn wie unsere Vorfahren überliefert haben, muß sie in alter Zeit ein recht bösesartiges Ding gewesen sein. Immer auf Unheil sinnend, sobald sie wieder einen Gutsch Hochwasser bekam vom Napf her, da eine neue Schleife an einem Ufer einfressend und eine Menge guter Ackererde fortführend, — anderswo wieder saftige Wiesen mit Sand und Geröll überschwemmend. Weshalb die Männer des Tales gezwungen waren, sich zu vereinen. So kann es nicht weitergehen, sonst bringt sie uns noch um Hab und Gut; wir müssen sie zähmen, sagten sie sich, und sie blieben nicht bei leeren Worten. Sie bauten ihr ein neues Bett in der Mitte des Tales, möglichst gerade; und weise Männer errechneten das Gefälle, damit nirgends sich Wasserfälle bildeten. Die beiden Uferwände, gepanzert bis in halbe Höhe mit aufeinander gelegten Tannenstämmen, den Bordtannen, wurden miteinander mit soliden Eisenstäben verbunden. Auf die Uferkronen wurden Laubbäume gepflanzt, damit die Erde noch besser Halt bekommen sollte in dem Wurzelgewirr. Stauden und Dornen wuchsen dann von selbst zur weiteren Verstärkung. Fortan lief sie viel manierlicher, und die Bauern hatten Ruhe mit ihren Feldern. Man verstand auch, ihre Wasser dienstbar zu machen. Stauwehren wurden gebaut, in fast regelmäßigen Abständen und die Wasser abgeleitet in Fabrikkanäle, um Turbinen zu drehen. Blühende Unternehmen entstanden ihrem Lauf entlang, die den Talbewohnern Arbeit und Verdienst brachten. Textilindustrie, Metallindustrie, sogar eine Reismühle florierte lange Jahre in Dagmersellens Gemarken, bis diese unglücklicherweise eines Nachts niederbrannte. Aber nicht lange ging's, so entstand eine neue Industrie aus ihrer Asche. So dient nun die Wigger seit vielen Jahrzehnten den Menschen mit ihrer Kraft. War unsere alte Wigger also ganz vernünftig geworden, so traten doch hin und wieder ihre früheren Wutanfälle auf. Gingen schwere Wetter nieder im Hinterlande, dann rauschten ihre gelbbraunen Fluten in beschleunigtem Tempo dem Norden zu. Wie oft haben wir sie bestaunt in unserer Jugend, mit Ehrfurcht und leisem Bangen, wenn sie, prallgefüllt

bis an den obersten Rand, wild vorüberzog, Reisig und Holz mit sich tragend. Ja, mit dem Holz, da war sie ein arger Schelm. Was nicht niet- und nagelfest war an den Ufern ihrer heimatlichen Wälder, das riß sie mit. Die schönsten Spalten, die die Holzfäller noch nicht richtig geklaffert hatten, waren Spielzeuge für sie. Wenn sie in ganz großer Form war, lud sie gleich einen ganzen Tannenstamm auf die Schultern, um ihn ins Unterland zu tragen. Was sie nicht duldeten in ihrem Ungestüm, das waren die Stauwehren. Freien Durchgang verlangte sie, und wehe dem Schleusenwart, der die Tore zu spät hochzog. Da ergoß sie ihre Fluten unbarmherzig in die Felder rechts und links, das mitgeführte Holz aber legte sie säuberlich nieder an den Ufern. Sie besaß nicht mehr die Kraft, es weiterzutragen. Passierte sie hingegen eine Stauwehr, bei der die Tore ordnungsgemäß hochgezogen waren, dann zeigte sie wieder eine andere ihrer teuflischen Tücken. Kam sie mit einem Tannenstamm angefahren, der vier-, fünfmal Platz gehabt hätte, zwischen den Pfosten durchzuschlüpfen, dann steuerte sie ihre Tanne mit unfehlbarer Sicherheit auf einen der Pfosten zu, um ihn stirnseits zu rammen. Ein dumpfes Krachen, ein Splittern, und mit einem zufriedenen Gurgeln nahm sie den entzweigeteilten Pfosten mit auf die Reise. Daneben machte sie gar nicht so viel Lärm, wenn sie ihre Fluten in beschleunigtem Tempo dem Norden zuführte. Ein Schleifen den Ufern entlang, wenn die unteren Stauden die Fluten kämmten. Aber an die Naturstimmen gewöhnte Ohren, wie die unsrigen, hörten noch ein anderes Geräusch. Aus dem Grunde des Flußbettes kam es, gedämpft, wie ein Poltern und Uebereinanderrollen. Es war das Geschiebe, das der Fluß mit sich führte. Steine, groß und klein, gemischt mit Quarzsand, der wie Schleifpasta wirkte. Geglättet wurden die Steine, die Kanten abgerundet, und je weiter die Reise ging, umso runder wurden sie. Niemand würde es glauben, welch dämonische Kraft sie besitzt, die Wigger, wenn sie ihre böartigen Zustände hat. Sank dann das Wasser wieder, manchmal so schnell, wie es gestiegen war, dann erstarb dieser Transport, und die Steine blieben liegen, soweit sie gekommen waren. Aber schon früh haben Männer erkannt, daß Steine und Sand ein vorzügliches Material waren für den Straßenbelag. Noch um die Jahrhundertwende mußten die Straßen jedes Jahr neu bekiest werden. Deshalb bauten sie der Wigger Fallen, damit sie möglichst viel von dieser Ware ablagern sollte. Kies-sammler hießen sie, in unserer Volkssprache jedoch Griensammler. Woher dieser harmonisch-knirschende Name kam, das verliert sich im Dunkel der Vergangenheit. Jedenfalls drückt er wundervoll naturgetreu das Geräusch aus, das man hört, wenn man über eine frischbekieste Straße wandert.

Hatten sich die Wasser beruhigt, schluckten die Fabrikkanäle wieder die ganze Wassermenge, um Turbinen zu drehen. Dann kamen Männer aus dem Dorfe, bewaffnet mit Pickeln und Schaufeln, mit Roß und Wagen. Wagen ist eigentlich etwas zu viel gesagt, die Fahrzeuge waren massive Zweiräderkarren mit einer Brücke darauf. Aber das wunderbarste daran

war die rätselhaft geschweifte Deichsel, deren eisenbeschlagene Spitze am Boden schleifte. Und dort war auch das Roß angespannt. Und so eigenartig wie der Karren selber, war auch sein Name. «Gnepfbänne» hieß er, aber unsere Vorväter waren erfahrene Leute, sie wußten ganz genau, daß nur dieses Fahrzeug taugte auf dem holprigen Grund unserer Wigger. Sie sind ziemlich rar geworden in der heutigen Zeit, die «Gnepfbännen». Hoffentlich hat noch jemand die Idee, ein Muster davon im Bauernhausmuseum aufzubewahren.

Dann wurde Karre um Karre hinaufgefrachtet auf das Festland in den eigens dafür bestimmten Kasten. Drei Seiten waren eingefriedigt mit Mauern und die vordere Seite abgesperrt mit Ketten, damit niemand in Versuchung käme, hinterrücks Steine zu stehlen. Während dieser Ausbeute kamen noch andere Liebhaber. Sie suchten farbige Steine. Mit ein wenig Geduld und guten Augen fanden sie fast die ganze Farbenskala für ihre Mosaikarbeiten. Wir Jungen suchten auch Steine, aber eine ganz andere Sorte. Die kleinen flachen, so von der Größe eines doppelten Talers. Mit denen füllten wir unsere Hosensäcke und begaben uns damit an stillere Wasser. Am besten ging's vor der Stauwehr. Dort übten wir uns im «Schiferlen». Die Plättchen kunstgerecht zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, den Oberkörper leicht auf die Seite der werfenden Hand geneigt, ein kräftiger Wurf, möglichst flach über die Wasser, wo die Steine dann weiterhüpften, zwei-, drei-, viermal, bis sie einsanken. Wir brachten es bis auf zehn Sprünge, was uns soviel bedeutete wie ein Welt-Rekord. Nur hat niemals eine Zeitung von unseren Künsten etwas erwähnt. Zur schönen Sommerzeit war dort auch unser Badeplatz. Das Wasser war noch sauber um die Jahrhundertwende. Man durfte noch baden ohne Furcht, hautkrank zu werden. Wohlverstanden war dieser Platz nur für die männliche Jugend bestimmt. Die Mädchen badeten anderswo, weiter oben, dort, wo die Wasser fröhlich murmelnd dahinflossen, an einem Platz, wo an den Ufern die dichtesten Gebüsche wucherten, damit sie sich im sicheren Versteck, fern von jedem indiskreten Blick, umkleiden konnten. Und um ins Wasser zu gehen, zogen sie sich ein langes Gewand an, so eine Art Nachthemd bis an die Knöchel. Und da das Wasser ihnen an dieser Stelle kaum bis an die Waden reichte, waren sie gezwungen, sich auf den steinigen Grund zu setzen, wollten sie sich wirklich naß machen. Dann begann ein Kichern. Spitze Schreie und fröhliches Lachen war weithin zu vernehmen, wenn sie einander ein wenig bespritzten. Aber sie hatten gebadet, die Pflicht war erfüllt, und munter singend, zogen sie wieder, Arm in Arm dem Dorfe zu. Unsere gute alte Wigger hat ihren Rang als Badeort vollständig verloren, seitdem sie nur noch zur Aufnahme von allem möglichen Unrat dient.

Noch andere Erinnerungen sind in meinem Gedächtnis geblieben, von unserer Wigger, wenn im strahlenden Sommersonnenschein Licht und Schatten von den Uferbäumen auf den Wassern tanzten. Das war die markante

Gestalt des Berufsfischers, Sommer hieß er, von Schötz, der fast jeden Tag den Ufern entlang schritt, in seiner vollen Ausrüstung, den Blechkanister auf dem Rücken, denn er trug die Forellen lebend heim. Dann seine wunderbare Angelrute, die er beliebig verlängern konnte, daß er bei Bedarf die Angel über die ganze Flußbreite auswerfen konnte. Und seine Beine staken in Gummistiefeln bis über die Knie. Er war immer ein Gegenstand der Bewunderung für uns Buben mit seiner eigenartigen Beschäftigung. Eines, was ihn verdroß, den Fischer, das war, wenn er einen Fisch herauszog, der nicht zu den Edelsorten gehörte. Da lebten nämlich noch friedlich neben den Forellen die Weißfische in stattlicher Zahl und Größe. Aalet nannten wir sie, aber für den Fischer waren sie unbrauchbar. Ein leiser Fluch von Vater Sommer, wenn er sie mit raschem Griff von der Angel befreite und wieder ins Wasser zurückwarf. Es konnte auch vorkommen, wenn er in guter Laune war, daß er uns einen solchen schenkte. Aber sie hatten wirklich eine lustige Eigenschaft, diese Fische. Wenn sie gekocht waren, blieben die Gräte alle stecken im Fleische. Und das war dann eine heikle Angelegenheit beim Essen.

Lebendig bleibt mir auch die Erinnerung, welch seltsamen Einfluß die Wigger auf die Namen der Anwohner hatte. Wenn in Dagmersellen die Rede war vom «Wegere-Meier» oder vom «Wegere-Peter», dann war jedes Kind im Bilde, wer gemeint war: Zwei stattliche Bauernhöfe am Wiggerstrande, für deren Besitzer diese nähere Bezeichnung ebenso gültig war, wie der Name auf ihrem Heimatschein.

Noch immer fließen ihre Wasser durchs gleiche Tal und treiben Turbinen, aber etliches hat sich gleichwohl verändert im Laufe der Jahre. Eines besonders. Ihre Kieszufuhr wird nicht mehr benützt. Verlassen sind die Griensammler und ihre Einrichtungen, obwohl es heutzutage Sand und Steine braucht, noch viel mehr als früher. Aber diese Ware wird jetzt industriell ausgebeutet, sei es, daß irgendwo ganze Moränenhügel abgetragen werden oder anderswo der Kies aus der Erde geschürft wird, wodurch mächtige Krater entstehen, was nicht zur Verschönerung der Landschaft beiträgt.

Unterdessen bewundere ich immer noch die alten Zeugen früherer Wagnerkunst, in den komplizierten Wiesenbewässerungsanlagen von Brittnau, dort, wo das Luzernerland den Aargau begrüßt, und für welche seit jeher der Dorfbach von Langnau freigebig seine Wasser spendete, bevor er sich mit der Wigger vereinigte. Diese Hehebäume auf den Schleusen waren angefertigt aus bestem Eichenholz zur Zeit, da die Wagnerzunft noch ihre volle Blüte erlebte. Ein Jahrhundert haben sie der Witterung getrotzt, darunter bemerkenswerte Stücke, die auch heute noch wert wären, in einem Museum konserviert zu werden, mit einem Gesamtbilde der früheren Wässeranlagen als Musterbeispiel, wie unsere Vorfahren das Wasser und was es mit sich führte zur Wiesendüngung benützt haben. Dort war auch das Reich der Störche (die Brittnauer waren immer stolz auf ihre Störche). Sie waren be-

liebt bei jung und alt, wenn sie mit bedächtigten Schritten auf den nassen Wiesen stelzten, wo sie an den Gräben und Gräblein immer reichgedeckten Tisch fanden. Und es war ein reizendes Schauspiel, wenn die Vögel mit vollem Kropf wieder ihrem Hochsitz auf dem Chäsbissenkirchturm von Brittnau zuklafferten. Aber auch sie sind verschwunden, die Störche, und heute noch trauern die Leute von Brittnau um ihren Verlust. Sie haben sogar versucht, kleine Störche aufzuziehen, um sie wieder einzubürgern. Es war umsonst. Die Brittnauer trauern aber weniger, daß die Zeit vorüber ist, wo in ihrem «Hinterreich» der Lagerplatz des fahrenden Volkes war. Der Kesselflicker, der Schirmflicker, der Korbflechter, die dort mit ihren Zeltwagen Aufenthalt machten. Es war ein idealer Lagerplatz für sie. Linkerhand das Wasser in Fülle, rechterhand der Wald für den Bedarf ihrer Lagerfeuer, und nicht weit davon die wohlgarnierten Pflanzplätze der Leute von Brittnau, um heimlich den Bedarf an Gemüse zu decken. Und für den Forellenfang in den vielen Bächen brauchten sie keine Anleitung. Man duldet sie als ein unabänderliches Uebel, aber keine ehrbare Frau von Brittnau hätte sich getraut, dort vorüberzugehen nach Anbruch der Nacht, wenn die Sippe beim Lagerfeuer saß und fremdartige Weisen sang, zur Begleitung des Tamburins. Auch sie sind verschwunden, die Zigeuner. Unberührt von all diesem Wechsel fließt unsere alte Wigger weiter, und sie wird noch Zeuge sein von ganz andern Veränderungen im Jahre 2000.